

Zu Josef Victor v. Scheffels 100. Geburtstag

Autor(en): **Barazetti-v. Le Monnier, Sophie**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur**

Band (Jahr): **5 (1925-1926)**

Heft 12

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-155784>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

günstigen Zustandes bereit und so hat sich denn, trotz wiederholter Versuche, die ganze Bibliothek nach Luzern zu bringen (Anregung von Ständerat A. Locher vom 6. Oktober 1910), dieser Status quo bis auf die Gegenwart erhalten. Den Dank für meine diesfalligen vielfachen Bemühungen um die Erhaltung der Bürgerbibliothek erhielt ich dann dadurch, daß ich 1907 ohne allen Grund bei der Wiederwahl der Bürgerbibliothekkommission einfach übergegangen wurde.

* * *

Aus dem bisher Angeführten sieht man wenigstens, daß ich in unserer Republik keinerlei Ämter angestrebt, mich nirgends vor- oder aufgedrängt, sondern meiner Tradition gemäß lediglich bemüht habe, das mir übertragene Amt treu und gewissenhaft zu verwalten. Wenn ich aber den Zustand betrachte, in dem sich unser Luzernisches Staatswesen und zum Teil auch die Justiz gegenwärtig befindet, so beschleicht mich manchmal das Gefühl, ich hätte mich weniger passiv verhalten und bei gewissen Anlässen meine Persönlichkeit energischer zur Geltung bringen sollen.

Still bin ich durchs Leben gegangen, keine äußere Anerkennung von Bedeutung ist mir zuteil geworden. Gleichwohl haben mich die schönen Worte, die mir Professor Max Gmür anlässlich meines 70. Geburtstages in der Zeitschrift des bernischen Juristenvereins, Band 56, Seite 366 gewidmet, als von kompetenter Seite kommend, wirklich gefreut.

Im übrigen halte ich bis an mein Lebensende fest an dem Grundsatz (und Wahlspruch meines Vaters): Vitam impendere vero, oder zu Deutsch gesagt:

Tue recht und scheue niemanden.

Zu Josef Victor v. Scheffels 100. Geburtstag.

Von Sophie Barazetti-v. Le Monnier, Luzern.

Am 16. Februar feierten wir Joseph Victor v. Scheffels hundertsten Geburtstag. Geboren den 16. Februar 1826 in Karlsruhe als Sohn des Majors und späteren Baurates, hat er wie Goethe die Lust zum Fabulieren von seiner Mutter, einer schönen und sehr begabten Frau, Tochter des reichen Kaufmanns Frederer aus Oberndorf a. Neckar (Württemberg), ererbt, sie schriftstellerte selbst, und anfangs der fünfziger Jahre wurde ein Lustspiel von ihr an der Karlsruher Hofbühne aufgeführt. Das Scheffel'sche Haus war jahrelang ein Sammelplatz der geistig und künstlerisch angeregten Gesellschaft Karlsruhes, der ständigen wie der durchreisenden.

Scheffel hatte Geschwister, nach ihm kam ein Bruder, der von Kindheit an gelähmt und geistig gestört war, und eine Schwester, Marie, von allen, die sie kannten, als schön, geistvoll und lebenswürdig geschildert, musikalisch und mit einem großen Talent für Malerei begabt.

Wie bei Goethe sehen wir in dem Hausstand Scheffel den Vater, redlich und nüchtern, gewissenhaft und etwas eigensinnig, die Mutter heiter und poetisch veranlagt, Bruder und Schwester einander in zärtlicher Freundschaft zugetan. Damit auch die Lokalitäten übereinstimmen, das Dachzimmer, das der Knabe einst hatte, wie bei Goethe, mit dem weiten Blick ins Grüne, in Gärten und Auen.

Auch er hatte eigentlich den Künstlerberuf im Sinne und mußte sich wie unser Altmeister ins Joch der Juristerei spannen lassen, seine Abneigung gegen das nüchterne Studium kommt in der Erzählung Werners, des Trompeters von Säckingen, zum Ausdruck:

„Also ward ich ein Juriste,
Kaufte mir ein großes Tintenfaß,
Kaufte mir eine Lebermappe
Und ein schweres Corpus Juris,
Und saß eifrig in dem Hörsaal,
Wo mit mumiengelbem Antlitz
Samuel Brumquell, der Professor,
Uns das römische Recht doziert!
Römisch Recht, gedenk ich deiner,
Liegts wie Alpdruck auf dem Herzen,
Liegts wie Mühlstein mir im Magen,
Ist der Kopf wie brettvernagelt!“

Beide Dichter betreiben in der Jugend mit Eifer die Malerei, beiden stirbt die geliebte Freundin und Schwester in der Jugendblüte, — es ließe sich noch manches übereinstimmende in deren Lebenslauf finden, so die Heirat in gereiftem Lebensalter, daß beide nur einen Sohn hatten u. a. m.

Joseph Victor v. Scheffel war ein ausgezeichnete Schüler und namentlich für Philologie besaß er ein großes Talent, das ihm jedenfalls seine späteren historischen Studien sehr erleichterte, besonders im Latein leistete er Hervorragendes. Im Karlsruher Lyzeum, in dem es lustig und doch arbeitsam zuging, waren Karl Blind und Ludwig Eichrodt seine Mitschüler und gehörten zu seinem engeren Umgange. Beinahe achtzehnjährig bestand er glücklich sein Gymnasialabsolutorium und reiste, versehen mit guten Wechslern, guten Lehren und vielen Empfehlungsschreiben an katholische Professoren, Ende Oktober 1843 mit seinem Studiengenossen Rudolf Braun (der später seines Stiefvaters Titel und Namen Freiherr von Oberkamp annahm und zum päpstlichen Hausprälaten ernannt wurde) nach München.

Er hörte im Winter- und Sommersemester bei Görres und Höfler Geschichte, doch war der Erstere nach den Weihnachtsferien erst bei der Schöpfungsperiode angekommen, bei Meunds Geschichte des römischen Rechtes, bei Philipps deutsche Reichs- und Rechtsgeschichte, bei Moys Rechtsphilosophie, bei Baier Zivilprozeß, bei Dollmann Strafrecht, bei F. Thiersch Vorlesungen über Pindars Gesänge und über Ästhetik und neuere Kunstgeschichte, gewiß keine kleine Zahl von Kollegien, die er gewissenhaft und mit großem Fleiß besuchte.

Durch Moriz v. Schwind, der eine Karlsruherin zur Frau hatte (ich lernte die Dame als Witwe auf einer Reise nach Rom kennen, eine

geistreiche und liebenswürdige Frau), wurde er in den Künstlerkreis eingeführt, dem der Kunstmaler Kirner, der Schlachtenmaler Feodor Diez, August v. Bischof u. a. angehörten.

Im Winter wurde er von der Witwe des bairischen Finanzministers v. Wirsching, die einen Tanzkurs bei sich abhalten ließ, zu dessen Teilnahme aufgefordert, und lernte da den Schulfreund von C. v. Wirsching, August Eisenhardt, kennen, mit welchem er bis zu seinem Lebensabend in enger Freundschaft verblieb.

Es muß überhaupt von Scheffel gerühmt werden, daß er wohl nur einen kleinen Kreis von Freunden gehabt, diesem aber mit aller Treue und Liebe bis zum Lebensabend anhing.

Am 31. Oktober 1844 wurde Scheffel in Heidelberg immatrikuliert. Er hörte bei Mittermaier deutsches Privatrecht und Kriminalrecht, bei Bangerow Pandekten, bei Zöpfel Lehnrecht, bei Dr. Ruth Dante's „Hölle“, er war Burschenschaftler, sang und trank mit den Alemannen und Franken, redigierte deren Aneipzeitung, machte Ausflüge in die Bergstraße und Wanderungen durch den Schwarz- und Odenwald.

In Berlin wurde er am 25. Oktober 1845 immatrikuliert, kehrte aber im Herbst 1846 nach Heidelberg zurück, hörte bei Roßhirt Code Napoléon und badisches Landrecht, bei Mittermaier Zivilprozeßpraktikum. Die Abende widmete er der Erholung, an den Mittwoch-Abenden besuchte er den Kreis „der Engeren“, dessen Präsident der Historiker Ludwig Häußer war:

„Wo eine treu bewährte Freundeschar,
Den Mittwoch in den Donnerstag zu längern
Bei goldenem Rheinwein oft beflissen war.“

Hier in der feucht-fröhlichen Stimmung entstanden die Lieder seines „Gaudeamus“, das aber erst 1868 im November verlegt wurde und schon im Dezember im Buchhandel vergriffen war, nachdem es in Heidelberg durch lange Jahre in unzähligen Abschriften von Hand zu Hand gegangen, und auch seinen Weg auf die andern deutschen Universitäten gefunden hat.

Im Kommersbuch werden die Scheffel'schen Lieder ihren dauernden Platz haben und werden wohl noch gesungen werden, obwohl auch ihr Dichter längst, längst dahingegangen ist.

Im Jahre 1848 erwarb Scheffel den Dokortitel und nahm einen kurzen Aufenthalt in Frankfurt a. M. Ein Brief an seinen Freund Eisenhardt von dort am 2. Mai 1848 wird wohl allgemeines Interesse haben:

„Ich schreibe Dir von Frankfurt aus, wo ich mich für diesen Sommer hin verzogen habe, um an den Quellen des künftigen deutschen Staatsrechtes zu sitzen; wofern nicht in kurzer Zeit die Studien mit Muskete und Säbel an die Stelle des papiernen und schriftlichen treten. Unser armes badisches Land hat zudem in den neuesten Zeiten das traurige Drama eines Bürgerkrieges aufgeführt, sodaß es mir wohl tut, aus diesen krampfhaften Zuständen etwas herausgerüttelt zu sein. Es war mir ein unbeschreiblich drückendes Gefühl zu Hause, mit der Republik als unserer Zukunft im Herzen, dieselbe durch den frivolen Handstreich Heckers und Strubes so verführt zu sehen; der Streich

war doppelt unverantwortlich, weil Hecker dadurch dem Parlament seine Kräfte entzogen hat, und hier ist wahrlich ein tüchtiger, unermüdeter Vorwärtsdränger notwendig; denn ich habe kein Vertrauen, daß die jetzt durch unsere badischen Experimente eingeschüchterten Leute des Parlaments den wunden Fleck Deutschlands heilen werden; wenn sie uns wenigstens mit dem von den 17 Vertrauensmännern vorgeschlagenen erblichen Kaiser und einem Oberhaus von 200 Fürsten und Fürstenräthen beglücken, so geht der Tanz erst recht los; — und Alles, was wir bis jetzt durchgemacht haben, war nur le Commencement de la fin. Ich habe hier die Verhandlungen des Vorparlamentes mitgemacht und habe in dem regen parlamentarischen Kampfe viel gelernt; dazwischen war ich auf die Nachricht von unserer Bewegung im Seekreis wieder zu Hause und habe mich tüchtig im Exerzieren und Scheibenschießen geübt, denn wenn es bei uns zum Dreinschlagen gekommen wäre, so hätte ich in den Reihen einer Bürgerwehr eben auch mitgefochten, denn unsere Freunde vom Elsaß und Viele von denen, die sich unter Heckers Panier sammelten, hätten uns jetzt unter dem Namen der Republik nur eine Schweinerei gebracht. Ich habe wenigstens diese Ansicht, weil ich viele von den diis minorum gentium, die jetzt los schlagen, samt ihren Nebenabsichten persönlich kenne — und aus diesen Händen kein Geschenk haben will. Zu dem beabsichtigten Heidelberger Putsch, bei dem es um ein Haar zu denselben Szenen, wie in Freiburg, gekommen wäre, wenn Bürger und Studenten nicht energisch auftraten, sind wenigstens die Bauern auf ausdrückliches Anstiften der Veranlasser des Zuges mit leeren Zwergsäcken gekommen, um sie re bene gesta voll wieder heimzubringen, und darin liegt noch wenig Bürgerschaft für die Charaktere, wie sie in der Republik nötig sind. Es will mich fast bedünken, daß ein Krieg nach außen, mit wem es auch sei, eine wahre Wohltat sein wird, weil er die Gesinnungen wieder edler macht und einen frischen Aufschwung in die teilweise arg versumpften Gemüter bringt. — Eine so ungeheure Gärung, wie die, welche jetzt ganz Europa durchzittert, muß sich in großen Reibungen der einzelnen Nationalitäten aneinander Luft machen; — wenn ich trübe gestimmt bin, meine ich oft fast, es sei schon die Zeit da, daß die germanischen Stämme, die ihre Mission, das Christentum durchgeführt und bis zur Selbstkritik des Prinzips gebracht haben, ihre Rolle auf dem dramatischen Boden der Weltgeschichte an eine neue, noch nicht dagewesene Generation abtreten sollen. Der Panславismus, den wir früher als Gespenst auslachten, scheint fast Fleisch und Blut zu gewinnen, und wer weiß, ob nicht Mittelasien wieder einmal neue Horden über Europa ausspeit, wie zur Zeit der Völkerwanderung. Wenn Deutschland einen politischen Dogmenkampf anfängt und sich über das alleinseligmachende Prinzip der Republik oder konstitutionellen Monarchie in einen zweiten dreißigjährigen Krieg durchprügeln sollte, so wäre wenigstens für die Massen des Ostens günstige Aussicht. Wenn es eine große europäische Holzerei gibt, dann will ich auch als ehrlicher Soldat mitgehen; und wie früher als fahrender Schüler, jetzt als Landsknecht etwas Poesie genießen, ehe es ans Sterben geht.“

Scheffel wurde als besoldeter Rechtspraktikant in der alten ober-rheinischen Waldstadt Säckingen angestellt (1850—1851).

Die lateinische Inschrift eines moosüberwachsenen Grabsteins gab ihm die Anregung zum „Trompeter von Säckingen“, jener lebensvollen Dichtung, die seinen Namen zuerst in alle Welt trug.

Der Dichter erfuhr die an diesen Grabstein sich knüpfende, im Volk lebende romantische Liebes Sage, und da er Säckingen verließ, trug er den Keim der Dichtung mit sich fort. Das jahrelang, bis sie bei einer von ihm nach Italien unternommenen Reise, auf der Insel Capri vollendet und abgeschlossen ward, um dann ihren Triumphzug durch Deutschland, und Scheffel mit einem Schlage zum berühmten Mann zu machen.

Scheffel widmete sich mit großem Eifer seinem Berufe, machte Studien in der Rechtsgeschichte, den Bräuchen und Sitten der Hauensteiner Bauern, — und kneipte abends in seiner gewohnten fröhlichen Art.

Eines Abends im Spätherbst saß er in dem Herrenstübchen des „Goldenen Knopfes“ mit seinen Freunden. Ein Unwetter tobte um das Haus, den Aufenthalt in der gemütlichen Gaststube doppelt wünschenswert erscheinend lassend.

Da öffnete sich die Türe und ein Unteroffizier trat ein, in barschem Tone auf die seit der Niederwerfung des badischen Aufstandes durch Preußen eingeführte Polizeistunde hinweisend, und befahl den Anwesenden das Lokal zu verlassen. Diese, vor allem Scheffel erklärten, bei diesem Unwetter die Gaststube nicht verlassen zu können. Darauf der Unteroffizier Scheffel, als den Penitentesten, verhaftete und auf die Hauptwache brachte, wo es zwischen Scheffel und dem diensttuenden Offizier zu einem sehr heftigen Austritt kam und am nächsten Morgen zu einer Forderung (seitens Scheffel) auf Pistolen.

Er übte sich auf dem gegenüberliegenden Schweizer-Ufer fleißig im Pistolenschießen, zum Duell kam es aber nicht, da der Offizier eine Ehrenerklärung abgab, mit der Verhaftung keine Ehrenkränkung des Herrn Rechtspraktikanten beabsichtigt zu haben.

Scheffel erhielt vom Kriegsministerium einen Verweis und wurde bald darauf nach Bruchsal versetzt. Ihn, der durchaus großdeutsch gesinnt war, verdroß diese Sache so sehr, daß sie den Anstoß gab zu dem Plane, seine Beamtenlaufbahn aufzugeben und Künstler (Maler) zu werden.

Scheffel machte dem Hofgericht Bruchsal, wo er sich zur Sekretariatspraxis aufhielt, die Anzeige: „behuß Antrittes einer größeren Reise nach Italien und Frankreich seine bisherige Stellung als Volontär bei hohem Gerichtshofe aufzugeben“, und meldete dasselbe dem Ministerium.

Was die Seinen zu seinem Vorgehen sagten, spricht seine Mutter in einem Briefe an den treuen Freund Eisenhardt aus, den ich auszugsweise wiedergebe:

„Der Vater war höchlich aufgebracht — heißt es da —, daß Joseph sich der Akten und dem Bureauleben entschlug, macht uns viele und schwere Sorgen, ich fürchte, es ist kein Glück für ihn. — Er ging im Mai 1852 über die Alpen nach Mailand, Florenz, Rom; dort kam er in der heißesten Sommerzeit an und verließ alsbald die ewige Stadt, um nach Albano, Gonzano zu gehen, wo er kühle Quellen, schattige Bäume, deutsche Maler und Malerinnen fand, mit denen er selbst drauflos zeichnete, als hätte er nie ein Corpus Juri gesehen. Das war sehr amüsant, aber nicht sehr klug, denn dadurch hat er sich leider den Geschmack an seinem Beruf für lange hinaus verdorben. Den Winter verbrachte er in Rom, schrieb uns viele interessante Briefe über sein dortiges Leben, das ihm durch einige junge Landsleute recht heimisch ward. Er genoß mehr, als er studierte und wir hatten unsere Freude daran, daß durch alle seine Anschauungen ein höherer Zug ging. Im Frühjahr begab er sich nach Neapel und verlebte fast sechs Wochen als Einsiedler auf der Insel Capri, fing Meerkrebse, kletterte auf den Felszacken herum und schrieb Reisebilder auf dem flachen Dache seines Hauspatrons, der, im Vorbeigehen gesagt, nicht wußte, was er von diesem absonderlichen blonden Gast denken sollte.“

Scheffel hat in seiner Zueignung des Trompeters von Säckingen an die Eltern dies poetisch ausgedrückt:

„Wer ist dort der blonde Fremde,
Der auf Don Pagano's Dache
Wie ein Kater auf und ab geht?
Frug wohl manch ehrsamer Bürger
In dem Inselstädtchen Capri,
Wenn er von dem Markte rückwärts
Nach der Palme und dem maurisch
Flachgewölbtem Kuppeldache sah.
Und der brave Don Pagano
Sprach: „Das ist ein sonderbarer
Kauz und sonderbar von Handwerk,
Kam mit wenigem Gepäck an,
Lebt jetzt stillvergnügt und einsam,
Klettert auf den schroffen Bergen,
Wandelt zwischen Klipp und Brandung,
Ein Strandschleicher an dem Meere,
Hat auch neulich in den Trümmern
Der Tiberiusvilla mit dem
Eremiten scharf gezecht.
Was er sonst treibt? S'ist ein Deutscher,
Und wer weiß, was diese treiben?
Doch ich sah in seiner Stube
Viel Papier, — unökonomisch
War's nur in der Mitt beschrieben,
Und ich glaub, es fehlt im Kopf ihm,
Und ich glaub, er schmiedet Verse.“

Er sollte mit seinen Freunden im Mai nach Sizilien, wurde aber heimberufen zu seiner Schwester, die ihr Verlöbniß ganz kurz vor der Hochzeit auflöste, weil sie sich nicht von den Eltern und den Ihren trennen konnte und dennoch den Bräutigam liebte. Der Seelenkampf und Kummer brachte eine schwere Erkrankung und in dieser Not wurde der Bruder zurückgerufen.

Als er ankam, nach einer Abwesenheit von einem Jahr, war schon das Schlimmste vorbei, und er eilte nach Heidelberg, um sich dort nach einer Tätigkeit an der Universität umzusehen. Dort erkrankte er an einem Augenleiden, das viele Wochen dauerte.

Raum genesen, arbeitete er voll Schaffenslust an dem unvergänglichen „Ekkehard“.

Der Unwille des Vaters wegen Aufgabe der sichern Beamtenlaufbahn war noch andauernd, und Scheffel wollte ihn daher nicht um Zulage seines Monatsgeldes bitten, und schrieb daher selbst sein Manuskript ab, was ihm einen Schreibkrampf eintrug.

Nun folgen Reisen nach Tirol, Benedig, Burgund, die Provence und Oberitalien mit seinen treuen Freunden, vor allem Eisenhardt, auch dem Maler Feuerbach.

An der Riviera, in Bordighera, erkrankte Scheffel plötzlich und so schwer, daß ihn seine Freunde, nachdem das Wechselfieber etwas nachgelassen hatte, nach Bellinzona brachten, von wo er in das Elternhaus zurückkehrte, aber noch als Schwerkranker.

Ein Aufenthalt in dem lieblichen Schwarzwaldbad Rippoldsau, umgeben von der treuen Pflege seiner geliebten Schwester, brachte anscheinend die Heilung, die aber in Frage gestellt wurde, da Scheffel in dem Bade die Bekanntschaft einer jungen Straßburgerin machte und bei ihrem Vater um sie anhielt, dessen Devise aber „Geld und wieder Geld, alles andere ist nichts“ war, und der den Antrag verwarf. Indes gab der Dichter die Sache nicht auf, da ihn, wie es scheint, eine wahre Neigung fesselte, und er wandte sich nach München, wohin er im September 1856 übersiedelte, in der Hoffnung, dort eine feste sichere Anstellung durch die Gunst des ihm gewogenen, Wissenschaften und Künste fördernden Königs Maximilian II., und durch Vermittlung seiner Freunde zu erlangen.

Er war wieder höchst befriedigt von seinem Aufenthalt in München, das Künstlerfest war in Sicht, die Rubenszeit sollte auferstehen. Ein so seltenes Fest sollte seine geliebte Schwester mit ansehen, und er lud sie für einige Wochen ein. Sie kam gerne, besuchte mit ihm seine Freunde und Bekannten, die Museen und Galerien.

Die Kostüme zum Rubensfeste lagen bereit, da am Vorabend des Balles erkrankte Marie derart, daß sie sich zu Bett legen mußte. Der in München damals viele Opfer fordernde Typhus brach aus, die Eltern wurden telegraphisch berufen, und das schöne, von allen geliebte Mädchen starb.

Scheffel war in Verzweiflung, ihn quälten die bittersten Selbstvorwürfe, und gebrochen an Leib und Seele kehrte er mit den Eltern heim.

Nach langer Zeit erholte er sich so, daß er auf einer Reise ins Salzkammergut mit seinem lieben Freunde Eisenhardt auf dem Schafberg und in St. Wolfgang den Anfang seiner „Bergpsalmen“ dichten konnte, nachdem er in Donaueschingen die Novelle „Juniperus“ verfaßt hatte, die schon 1859 entstanden, erst 1868 in Buchform mit Illustrationen von A. v. Werner uns in die Zeit der Kreuzzüge versetzt. Noch ist der Zyklus „Frau Aventiure, Lieder aus Heinrich von Ofterdingens Zeit“ (1863), die uns in formenstrengen Nachdichtungen mittelalterlicher Lyrik die Gedanken und Gefühle der Dichter des Sängerkrieges auf der Wartburg näherbringen wollen, zu erwähnen. Sie sind dem Großherzog von Sachsen, Karl Alexander, gewidmet und es ist viel Schönes und Duftiges in diesen, den alten Minnesängern nachgedichteten Liedern.

Ich will die ersten Strophen des im Tone von Wolfram v. Eschenbach gehaltenen Gedichtes „Die Ausreise“ zitieren:

Nichts Schöneres auf Erden als tapfre Gefährten
Auf tapfern Pferden und mannliches Ziel.
Als ritterlich Reisen mit klangvollen Weisen
Wo Waffen und Eisen erklingen zum Spiel!
Turney ist verkündet
Und Rennlust entzündet,
Nun ziehn wir verbündet
Der friedlichen Wahlstatt mit Paukenschall zu.

Nun schimmern die blanken Stechhelme, von schwanken
 Zimierden und Ranken und Büschen umweht;
 Nun blinken die Schilde weit übers Gefilde
 Mit Wappen und Bilde und Kleinod besät.
 Sie Balken und Streifen
 Dort Löwen und Greifen
 Mit zackigen Schweifen,
 Sie Gickel und Henne, dort Drache und Ar.“

Die Gunst des Großherzogs von Weimar, der ihn auf die Wartburg geladen, und dem er versprochen hatte, einen „Wartburg-Roman“ zu schreiben, worin er den Sängerkrieg zum Gegenstand der Geschichte machen wollte, wurde ihm verhängnisvoll. Er war offenbar nicht mehr fähig, ein großes poetisches Werk so durchzuführen, daß es seinen Erstlingswerken, dem „Trompeter von Säckingen“ und „Ekkehard“, entsprach. Je mehr der Stoff anwuchs, je mehr sich seine historischen Studien ausbreiteten, um so weniger fühlte er sich fähig, ihn zu bewältigen. Eine fixe Idee, eine Art von Verfolgungswahn bemächtigte sich seiner, der Großherzog von Weimar verachte ihn, weil er sein Versprechen nicht erfüllte.

Als er erfuhr, der Großherzog von Weimar solle nach Karlsruhe kommen, war er am andern Morgen verschwunden.

Nach drei Tagen kam aus Liestal ein Telegramm an die verzweifelten Eltern, ein junger Mann, der sich für den Sohn eines badischen Majors Scheffel ausbebe, befinde sich bei dem dortigen Arzt Dr. Barth im Zustande schwerer Gehirnerkrankung.

Als die Mutter mit einem Karlsruher Arzt und dem Hauptmann Klose, einem Freund ihres Sohnes, nach Liestal kam, war das Schlimmste schon vorbei.

Scheffel hatte vor, um seinen Verfolgern zu entfliehen, ein französisches Karthäuserkloster aufzusuchen, um dort Zuflucht zu finden, aber im Eisenbahnwagen überwältigte ihn die Angst und er bat den zufällig mit ihm in gleichem Wagen fahrenden Dr. Barth um Schutz und Hilfe.

Die Mutter hatte dem Kranken einen beruhigenden Brief des Großherzogs mitgebracht, der gute Wirkung tat. Der zur Konsultation berufene berühmte Griesinger aus Zürich erklärte das Leiden für eine vorübergehende Gehirnerkrankung mit Trübung des Geistes und riet, die Wasserheilanstalt von Dr. Crismann in Brestenberg aufzusuchen. Mit Dr. Crismann schloß Scheffel eine Freundschaft, die bis zu dessen Tod dauerte.

Am 19. März 1861 konnte Scheffel nach Karlsruhe zurückkehren, die Erholung ging langsam von statten, aber sie führte zu dauernder Beruhigung. Mit dem 35. Lebensjahre war gewissermaßen der Endzustand erreicht, aber mit der geistigen Beruhigung und körperlichen Kräftigung kehrte die schriftstellerische Leistungsfähigkeit nicht zurück. Er nahm noch seine historischen Studien auf, hie und da versuchte er eine kleine Erzählung, ein Gedicht zu schreiben, aber seinen Erstlingswerken sind sie nicht ebenbürtig, zum Teil recht schwach.

Mit nahezu 40 Jahren verheiratete sich Scheffel mit Caroline v. Malzen, der Tochter des bairischen Gesandten in Karlsruhe. Die Ehe, der ein Sohn entsprang, war keine glückliche; Scheffel lebte getrennt mit seinem Knaben, dessen Erziehung er leitete und den er innig liebte, für den er sparte und sorgte, sein Besitztum auf der Seehalde bei Radolfzell mit der Mettnau stetig vergrößernd, wie ein guter Hausvater, aber einsam lebend.

Mir selbst war es noch kurz vor seinem Tode vergönnt, ihn zu besuchen, da er in Heidelberg im Neckarhotel krank darniederlag, und meine Tante (der Onkel Dr. Ludwig F., einst eine der trefflichsten Rlingen, war ein alter treuer Freund von ihm, zeitlebens eng mit ihm verbunden) mich mitnahm.

Er lag zu Bett, so daß sein Blick auf die alte schön geschwungene Brücke und jenseits auf das Schloß fiel, — ob ihm seine Verse aus dem Trompeter in den Sinn kamen:

Rosig schimmerten die Lüfte
Engel hört ich musizieren
Auf dem hohen Schloßbalkone
Stand im Kreise edler Fräulein
Huldvoll die Gebieterin,
Die Kurfürstin Leonore.

Auf seinem Schreibtisch, ihm erreichbar, stand eine ganze Anzahl von Medizinflaschen. Meine gute Tante hatte ihm, da ihr der Onkel erzählt hatte, daß Scheffel ständig über Durst klage, der ihn quäle, von ihrem selbst fabrizierten berühmten Himbeersaft mitgebracht, und war, da sie im Zimmer kein Glas fand, hinausgegangen, um es zu holen.

Da winkte Herr v. Scheffel: „Schnell, hier ist mein Glas! Dort die größte Medizinflasche — schenken Sie ein!“

„Aber, Herr v. Scheffel!“

„Nein, ohne Sorgen! Es ist kein Gift! Nur edler Wein!“

Ach, es war wohl der Wein auch Gift für ihn sein Leben lang gewesen.

„Nur nicht so ängstlich! Ein ordentlicher Schluck tut gut!“

„Aber die Ärzte haben ihn doch verboten.“

Er schüttelte nur lächelnd den Kopf und trank rasch aus und versteckte wieder sein Glas. Ich machte mir nachher Vorwürfe darüber und hatte Angst, es könnte eine Verschlimmerung seiner Krankheit durch zunehmendes Fieber eingetreten sein, und dennoch mußte ich ihm den Willen tun, da ich solches Mitleid mit ihm hatte, da er so einsam und krank war. Ich war glücklich, zu hören, daß er solche Freude an der zu Ehren seines 60. Geburtstages veranstalteten Schloßbeleuchtung und dem ihm verliehenen Ehrenbürgerrecht der Stadt Heidelberg hatte, daß die Seinen ihn heimholten nach Karlsruhe, und seine Frau an seinem Sterbebette weilte, und er in ihren und seines geliebten Sohnes Armen nicht einsam starb.

Wie viel die deutsche Literatur ihm verdankt, vermögen nur Berufenerere auszusprechen, gewiß aber sind der „Trompeter von Säckingen“

wie auch „Ekkehard“ mit Recht Gemeingut des Volkes deutscher Zunge geworden, sie sind Bücher, zu denen man immer gerne zurückkehrt, sich daran freut und erhebt, und die man in seiner Büchersammlung nicht gerne vermissen möchte.

Wehmütig berührt es, wenn man Scheffels Lebenslauf überblickt, wie graujames Schicksal dem Dichter im Ringen und Schaffen Halt gebot.

Es sollen noch Fragmente von Romanen vorhanden sein, die noch nicht veröffentlicht wurden, so ein groß angelegter geschichtlicher Roman, der die Kämpfe der Albigenser in Südfrankreich gegen die Inquisition des Papsttumes im 13. Jahrhundert zum Gegenstand, zumeist aber in Rom und Venedig seinen Schauplatz haben sollte — nur das erste Kapitel wurde vollendet. Als Vorbild der Heldin, wie sie dem Dichter vor=schwebte, war seine geliebte Schwester gedacht. Mit ihrem Tod erlosch auch die Möglichkeit, den Roman zu Ende zu führen, und nach Allem, was über die Anlage und Idee des Werkes vernommen wurde, soll eine Schöpfung hohen Ranges der Welt damit verloren gegangen sein.

Moderne Weltanschauung in der Schweiz.

Von Helene Meyer, Kilchberg.

Das Geknatter der Maschinengewehre ist verstummt, versiegt der Strom abgezehrter Ausgewiesener durch unser Land, kein drohender Fliegerangriff hält uns in angstvoller Spannung. Dual und Lärm der Welt ist für uns ins Weite gerückt, und wir besinnen uns auf uns selbst. Was sind wir, wie entwickeln wir unser Ich, wie verhalten wir uns zu den andern und zum Göttlichen? In diesen bedrängenden Fragen bieten sich uns zwei Führer aus unserm Stamme, die sich ergänzen. Beide sind vertiefte Persönlichkeiten, beide voll ehrlichen Strebens, uns eine Lösung der anflutenden Probleme zu geben. Der eine, Paul Häberlin,¹⁾ ist der Denker. Er verkörpert den männlichen Willen, der zur sittlichen Tat treibt. Der andere, Albert Steffen,²⁾ steigt als Dichter ins Reich der „Mütter“ hinunter. Er ist der Anschauende, der sich der Natur freudig hingibt. Dem sittlichen Verhalten steht das ästhetische gegenüber, und beide, so betont Häberlin, sind gleich gut vor Gott. Der Kern der Lebensanschauung ist bei beiden ein Glaube. Beide werden nicht müde, an einem Ideal festzuhalten. Häberlin schlägt die Brücke seines Glaubens gerademwegs zum Herzen Gottes; Steffen lehnt sich an die Schulter seines Freundes und Meisters Rudolf Steiner. Häberlin wendet sich an den Verstand. Er entwickelt seine Ansichten,

¹⁾ Häberlin, Paul: Das Gute. Basel, Kober, 1926. 375 S.

²⁾ Steffen, Albert: Der Künstler zwischen Westen und Osten. Zürich, Grethlein, 1925. 278 S.